



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Cartellieri, Otto: Wie das Deutsche Reich die Niederlande verlor :
(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kolonialreich hat seinen wirtschafts- und machtpolitischen Schwerpunkt außerhalb unseres Weltteils. Soll Europa und soll die Erdringstraße von der Übermacht Großbritanniens befreit werden, so darf es dreierlei fernerhin nicht mehr geben: 1. daß England nach seinem Belieben die Nordsee und das Mittelmeer sperrt; 2. daß der Indische Ozean ein britischer Binnensee bleibt; 3. daß im Stillen Ozean eine Mächtegruppe mit britischem Interesseneinschlag das Übergewicht besitzt. Durch militärische und diplomatische Mittel muß der Erhaltung dieser drei Zustände entgegengewirkt werden. Die Rückkehr zum Statusquo vor dem Kriege würde die Verheißung des Reichskanzlers von der Freiheit der Völker und von der Freiheit der Meere zu einem leeren Wort machen.



Wie das Deutsche Reich die Niederlande verlor

Von Otto Cartellieri

(Fortsetzung)

Mit der Regierung Johanns ohne Furcht (1404—1419) beginnt die flandrisch-brabantische Frage wieder einen Abschnitt. Das Verhältnis des Grafen-Herzogs zu den Mächten verschiebt sich. Der Gegensatz zu Deutschland, immer noch latent, bleibt wie zuvor. Aber England wird aus dem Feind ein Freund, mehr oder minder offen. Und Frankreich, der bisherige Freund und Beschützer, wird sein Feind! Johann trägt die Waffen gegen das Land, von dem sein Vater ausgegangen ist. Eine merkwürdige Fügung der Dinge läßt alte Zeiten wieder aufleben, da der flandrische Löwe gegen die Elken kämpfte, läßt den Grafen-Herzog das Gleiche erstreben wie seine Untertanen. Es beginnt der unvermeidliche Ablösungsprozeß. Das Herzogtum Burgund, das dem Geschlecht, das der Staatsbildung den Namen gibt, tritt immer mehr in den Hintergrund. Flandern wird das Kernland des burgundischen Staates und beginnt mit der französischen Krone den Kampf um seine Unabhängigkeit. Dahin hat vor allem der Parteihader geführt, der nach dem Tode Philipps des Kühnen in Frankreich ausbrach. Indem der Herzog Ludwig von Orléans wie früher den Vater, so jetzt den Sohn von dem ersten Platz am Königshof zu verdrängen suchte, so mußte sich Johann häufig, um Geld zu erhalten, an seine flandrischen Untertanen wenden. „Le pays de Bourgogne n'a point d'argent; il sent la France,“ sagte später einmal Karl der Kühne. Burgund lieferte die Soldaten zum größten Teil, Flandern aber das Geld. Bewilligten aber die

Flandrer die hohen Summen, dann stellten sie natürlich als Gegenleistung die Erfüllung ihrer Wünsche zur Bedingung. Um die Flandrer willfährig zu machen, setzte Johann trotz jahrelanger Rabalen des Gegners einen flandrisch-englischen Handelsvertrag durch (im Jahre 1407), der auch im Falle eines französisch-englischen Krieges galt und damit die ersehnte Neutralität brachte. Das war ein großer Schritt vorwärts auf dem Wege der Selbstbestimmung.

Als Johann bald danach nach der Art eines Rinascimento-Principe Ludwig von Orléans durch Meuchelmord aus dem Wege schaffte, als im Anschluß daran der Bürgerkrieg ausbrach, der die Burgundischen und die Armagnaken jahrzehntelang wie Bestien aufeinander hegte, wurde Johann immer näher an England herangedrängt. Geheimverträge entstanden. In der dritten furchtbaren Entscheidungsschlacht des Hundertjährigen Krieges, auf dem Felde von Azincourt fehlte das Banner des Herzogs-Grafen von Burgund-Flandern!

Johann wollte das „bien public“ von Frankreich verteidigen, er kämpfte mit Tat und Wort um die Vorherrschaft in Frankreich. War er sich selbst darüber klar, daß er gleichzeitig die Befreiung Flanderns vom französischen Einfluß durchführte? In ihrer sinnlosen Parteinut sahen die Armagnaken nicht, daß sie vom Standpunkte Frankreichs viel Schlimmeres anrichteten als Johann mit seiner Gewaltherrschaft. Indem sie ihn aus Frankreich herauswerfen wollten, zwangen sie ihn zum Anschluß an England, halfen sie ihm selbst die Macht gründen, die wiederholt die französische Monarchie an den Rand des Verderbens bringen sollte.

Johann ohne Furcht ward gleichfalls ermordet. Da die Untat mit Billigung des Dauphin, des nachmaligen Königs Karl des Siebenten, geschah, konnte Johanns Sohn und Erbe, Philipp der Gute (1419—1467), offen und ehrlich mit England gehen. Paris, damals schon ausschlaggebend für viele im Reich, Paris und ein großer Teil des Landes standen hinter ihm. Erst als die Jungfrau von Orléans die Truppen des „noble dauphin“ von Sieg zu Sieg geführt hatte, erst als der „König von Bourges“ durch die Salbung und Krönung in Reims seinem Volke als der wahre König erschien, wurde das burgundisch-englische Bündnis gelöst.

Auf einem europäischen Friedenskongreß, wie ihn die Welt bislang nicht gesehen hatte, in Gegenwart der Gesandten des Papstes, des Konzils von Basel, aller bedeutenden Könige und Fürsten, geruhte Herzog Philipp zum Gehorsam gegen seinen Lehnsherrn zurückzukehren. Niemals konnte das französische Königtum die Demütigung vergessen, die es damals in Arras erlitt, niemals ist es wieder zu einem aufrichtigen Einverständnis zwischen der Krone und dem Herzog-Grafen gekommen. Philipp konnte nicht an Stelle des Königs in Frankreich regieren, wie es der Großvater lange Jahre getan hatte. Unter dem König sein, als erster Pair und Vasall am Hofe ihm aufwarten, wollte

der Mächtige nicht, der selbst zum König geboren zu sein schien. Er wußte, was er tat, als auch er sich von Gottes Gnaden nannte, als auch er einen Orden stiftete, das Goldene Vließ, mit dem der Kaiser, mit dem Könige sich schmückten.

Losgelöst von Frankreich, auf sich selbst gestellt, konnte und mußte der Fürst dasjenige Gebiet weiter ausbauen, das sein wichtigstes Bollwerk darstellte, das mit Freuden alle Unabhängigkeitsbestrebungen unterstützte, gegenüber Frankreich sowohl als auch gegenüber Deutschland.

Die flandrisch-brabantische Frage wird unter Philipp dem Guten zur niederländischen. Die politische Konstellation verändert sich wieder. England, im Laufe der Jahre fast ganz vom Festlande vertrieben, durch innere Wirren gelähmt, muß auf jede Aggressive verzichten und kommt zunächst für die Grafen-Herzöge weder als gewichtiger Gegner noch als wertvoller Bundesgenosse in Betracht. Gefahr droht jetzt außer von Frankreich noch von Deutschland.

Trotz der Kämpfe in Frankreich hatten die burgundischen Diplomaten die deutsche Westgrenze nicht außer acht gelassen und gingen noch weiter auf Eroberungen aus. Immer rücksichtsloser drängte sich das französische Geschlecht nach Deutschland hinein. Noch während der Regierung Johanns hatte sein jüngerer Bruder Anton von Brabant und Limburg Besitz ergriffen, und als diese burgundische Sekundogenitur ausstarb (im Jahre 1430), verschaffte sich Philipp die Nachfolge. Die Markgrafschaft Namur (Namen) wurde durch Kauf erworben (im Jahre 1421). Nicht so mühelos gelang der Erwerb der Gebiete, die im Besitze jener Wittelsbacher waren, mit denen Philipp der Kühne die Erbverträge geschlossen hatte.

Nur allzuwenig hat sich das Deutsche Reich um Holland, Seeland und Friesland gekümmert. Wohl griffen die Kaiser hin und wieder ein, vermittelnd, belohnend, strafend, doch niemals mit nachhaltiger Kraft. Friedrich Barbarossa gab das letzte Reichsgut aus. König Albrecht ließ es geschehen, daß das Geschlecht der Avesne Holland und Seeland mit dem Hennegau in Personalunion verband. Ludwig der Baier schädigte selbst das Königsrecht, indem er seiner Gemahlin, Margarethe von Avesne, zu Liebe, die weibliche Nachfolge guthieß. Auch die Wittelsbacher, die nunmehr in die Niederlande kamen, wurden keineswegs Vorkämpfer deutschen Wesens und deutscher Art. Auch sie erlagen völlig dem Reize der französischen Kultur, die ihnen das burgundische Bündnis noch näher brachte. Widerstandslos tauchten sie in der französischen Ritterwelt unter, die bald allermwärts zu treffen war. Ludwigs des Baiern Sohn ist jener Comte Aubert, den Froissart mit den höchsten Tönen des Entzückens preist. Jakobäa, der letzte Sproß jener Wittelsbacher, das einzige Kind des Grafen Wilhelm des Sechsten (Vierten), unterschied sich keineswegs durch Erziehung und Bildung von ihrem Mutterbrudersohn Philipp, der ihr das Erbe streitig machte.

Indem Jakobäas Lebensschicksal in das gewaltige Ringen Frankreichs mit England verflochten wird, erhält das romantische Intermezzo geschichtliche

Bedeutung. Mit sechszehn Jahren Witwe des Dauphin, ward das begabte und sympathische Fürstenkind der Staatsraison halber dem Inhaber der burgundischen Sekundogenitur, Herzog Johann von Brabant, trotz Kaiser und Papst angetraut. Doch in abenteuerlich kühner Flucht den Fesseln, die sie an einen würdelosen Schwächling banden, entronnen, suchte die hochgemute Prinzessin in England Schutz, reichte dem Bruder des Königs Heinrich des Fünften, Herzog Humfried von Gloucester, die Hand und trachtete mit männlicher Kraft das Eigene zu behaupten und damit eine englische Herrschaft in den Niederlanden zu gründen. Das konnte ihr Vetter Philipp nimmermehr dulden; viermal zog er mit Heeresgewalt gegen sie aus. Erst als sie von Gloucester schmählich verraten war, streckte die Tapfere die Waffen und verzichtete schließlich ganz auf ihre Erblande (im Jahre 1433), um dem vierten Gemahl, Franz von Borjelen, das Leben zu retten: er sollte ihr das bisher versagte Glück bringen.

So kamen auch Holland und Seeland an das burgundische Haus, diese prächtigen Lande mit ihren in leichtem Wasserdunst schimmernden üppigen Wiesen und Weiden auf fetter Marsch und mühselig gewonnenem Polder hinter schützendem Damm; mit ihren lecken Seefahrern, ihren weit und breit bekannten Schiffbauern, ihren eifrigen Fischern. Mehr Silber und Gold, als andere Völker mit ihrer Arbeit aus dem Boden gewinnen, fischen die Holländer aus der See, sagte man. So flossen jetzt auch in die herzogliche Kasse die Einnahmen aus dem Hennegau und aus Namur, die Reichtümer, welche die Ardenennenberge sich entreißen ließen, die Einkünfte aus Eisen-, Blei- und Steinkohlengruben, aus Marmor-, Kalk- und Mörtelbrüchen, aus den Bergwerken auf Salpeter und Bitriol, auf Schwefel und Gold. —

Nimis alte volat, allzu hoch nimmt Herzog Philipp seinen Flug, rief einmal König Sigmund wütend aus, der Ruprechts Nachfolger geworden war. Wollte er sich die alten, die neuen Übergriffe gefallen lassen?

Sigmunds Politik gegenüber dem Hause Burgund verläuft in einer Ziel- und Linie. Zunächst ein Gegner Johanns und Verbündeter des französischen Königs, wurde er ein Genosse Burgunds und Widersacher Frankreichs, um schließlich Philipp des Guten Feind und Karl des Siebenten Freund zu werden. Zweimal ist Sigmund mit Johann ohne Furcht persönlich zusammengetroffen. Zuerst in Calais, auf dem Rückwege von England, wohin vor ihm noch kein Kaiser gekommen war; dann in Besançon (Bisanz). Der gewandte Luxemburger, dessen beweglichen Sinn jede Verwicklung nur zu reizen schien, stieß sich nicht daran, von dem Fürsten die Huldigung zu empfangen, dessen Hand mit Mörderblut besudelt war. Langwierige Verhandlungen, besonders in betreff Brabants und Limburgs, wurden gepflogen. Wie mutet uns heute der eine Vorgang in der St. Johanniskirche in Lüttich an!

König Sigmund erteilt den brabantischen Gesandten Audienz. Widerrede auf Widerrede, man kann sich nicht einigen. Schließlich wird der König

wütend. Zornig ruft er den Gesandten zu, von altersher habe Brabant zum Reich und zu Deutschland gehört; er wolle es auch wieder dazu bringen, solle es ihm den Hals kosten. „Ihr wollt also Franzosen sein?“ Mit diesen Worten eilt er fort und läßt die Brabanter verdußt stehen.

Die Burgunder waren zu Zugeständnissen bereit und ließen es auch nicht an klingenden Versprechungen fehlen. Sigmund stellte aber recht hohe Forderungen und verquickte zudem die Ansprüche des deutschen Königs mit dynastischen. Das war ein großer Fehler. Auf den Kaiser nahm Burgund gewisse Rücksichten, nicht auf den Luxemburger. Bei dem steten Wechselspiel der europäischen Politik konnte ein gutes Einvernehmen mit Deutschland vorteilhaft sein, konnte es sich lohnen, dafür Geld auszugeben. Um die Luxemburger brauchte man sich aber nicht zu kümmern. Noch während Sigmunds Regierung fiel sein eigenes Stammland, das Herzogtum Luxemburg (Lüxemburg; mit der Grafschaft Chin) den burgundischen Annexionsgelüsten zum Opfer.

Alle Worte Sigmunds, alle Drohungen und Warnungen fruchteten nichts. Was halfen Jakobäa in dem Kriege gegen den Vetter die kaiserlichen Briefe, wenn sie nicht von einem Heer überbracht wurden? Was für einen Zweck hatte die Kriegserklärung Sigmunds an den „Rebellen und Ungehorsamen“, da kein Feldzug unternommen werden konnte, welcher der Würde des Reichs entsprach? Die deutschen Fürsten hatten gerade an den Hussitenkriegen genug. Sie verspürten nicht die geringste Lust, sich noch an der Westgrenze in Abenteuer zu stürzen, von denen sie sich keine Vorteile versprachen.

So behielt Philipp der Gute unangefochten die Niederlande. Trotzig hat er weder vor König Sigmund noch vor Albrecht dem Zweiten, noch vor Friedrich dem Dritten huldigend das Knie gebeugt. Und doch hätte es auch in seinem Interesse gelegen, wenn eine Einigung erzielt worden wäre.

Ein gewaltiger Besitz gehörte dem burgundischen Hause, getrost konnte er sich mit manchem Königreiche messen. Aber es war kein einheitlicher Staat, sondern ein loses Staatsgefüge. Die Landschaften, die nach und nach unter die Herrschaft der Herzöge-Grafen gekommen waren, zeigten die größte Mannigfaltigkeit auf, sowohl was die Nationalität, als auch die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände betraf. Wie verschieden waren die Flamen und die Wallonen in den Niederlanden, und die Wallonen doch wieder ganz anders als die Welschen in Burgund. Allwärts ein anderes Recht, eine andere Verwaltung. Sobald der Graf von Flandern die Grenze von Brabant oder von Holland überschritt, veränderte sich seine Amtsgewalt. Gleichgiltig, ja feindlich standen sich die Bewohner der einzelnen Gebiete gegenüber. Sobald die Interessen nicht den gleichen Weg liefen, hörte die Freundschaft auf. Was kümmerten sich die Winzer der Côte d'Or um die Fischer und Schiffer in Holland und Seeland. Durchaus fremd blieb den Flandernern das Stammland ihrer Grafen. Dijon und mit Dijon ganz Burgund fühlte sich zurückgesetzt gegenüber Brügge und Brüssel, welche der Herrscher zu seinen Lieblings-

residenzen erkoren hatte. Die Brügger wieder sahen in ohnmächtiger Wut, wie Antwerpen ihnen allgemach den Rang ablief und sich zum Handelsplatz der Welt entwickelte.

Sollte das von Philipp dem Kühnen so glücklich begonnene Werk weiter bestehen, so mußte die Vielheit selbständiger Staaten zu einer monarchischen Einheit zusammen geschweischt werden. Den „grand duc d'occident“ ließ sich Philipp gerne nennen. „König“ Philipp hätte doch einen ganz anderen Klang gehabt. In den prächtigen miniaturenreichen Handschriften der herzoglichen Bibliothek gab es soviel zu lesen über das alte Lotharingien, das regnum Lotharii, das einst dem Urenkel Karls des Großen zugefallen war. Die Erinnerung daran war nie ganz verschwunden. Noch immer nannte sich der Brabanter stolz „duc de Lothier“. Das stammte aus den Zeiten, heißt es einmal, da Brabant das ganze Land zwischen Maas und Schelde umfaßte.

Das alte Zwischenreich sollte als neuburgundisches wieder aufblühen. Die Verwirklichung schien durchaus möglich. Mißlich war nur, daß man dabei des Kaisers bedurfte. Wie früher inbetreff der Lehnshuldigung, so wurden mit Kaiser Friedrich dem Dritten über die Königsfrage langwierige Verhandlungen geführt. Sie führten gleichfalls zu keinem Ergebnis. Auch die Kunst der burgundischen Diplomaten zerfiel an der Passivität des Habsburgers. Kaiser Friedrich unternahm nichts gegen den unrechtmäßigen Inhaber deutscher Reichslehen, der Brabant kurzerhand für ein Allod erklärte; aber er förderte auch in keiner Weise die ehrgeizigen Königspläne.

So mußte Philipp auf andere Weise Ersatz schaffen. Er ging daran, im Inneren der Gebiete alles für das große Werk der Einigung vorzubereiten. Dem städtischen Partikularismus zum Troß, der gegen den fürstlichen Absolutismus jederzeit auf der Lauer lag, arbeitete er den Verfassungsbau des Großvaters weiter aus und strebte Zentralisation an. Nicht nur daß die einzelnen Gebiete vortreffliche Gerichtsbehörden und Rechnungskammern erhielten, es entstanden auch Behörden, deren Anordnungen für den Gesamtbesitz galten. Ein ständiges Kollegium, der „Große Rat“ trat dem Fürsten zur Seite, zunächst Staatsrat (Ministerium) und höchster Gerichtshof, dann später unter dem Sohn nur noch Staatsrat, neben welchem unabhängig die cour souveraine in Mecheln bestand.

Unter Herzog Philipp tagten zum ersten Mal (im Jahre 1463) die „Generalstände“, versammelten sich zum ersten Mal gleichzeitig alle Abgesandten der Gebiete. Geschah dies auch in erster Linie zur Vereinfachung der Finanzverwaltung, war auch die gleichzeitige Tagung der Provinzialversammlungen weit daran entfernt, ein nationales Parlament zu bilden, so haben die Generalstände trotzdem ihrerseits nicht unwesentlich zur Zentralisation beigetragen. Das haben die Niederländer, die alle Neuerungen mit dem größten Argwohn betrachteten, durchaus richtig erkannt. Die Berufung der Generalstände wurde

mit dem größten Mißtrauen aufgenommen, und nur widerwillig beugte sich der Partikularismus vor der Maßregel des Fürsten.

Daher hieß es behutsam vorgehen. Denn der burgundische Staat hatte Geld, unendlich viel Geld von dem Lande nötig. So stattlich die Domänen waren, so ansehnlich die Einkünfte aus Zöllen aller Art, aus Gerichtsporteln und Siegelgebühren usw., das alles reichte nicht aus. Der Landesherr war unbedingt auf die Steuern (Beden, aides) angewiesen, welche Adel, Klerus und Städte ihm zu bewilligen hatten. Die Steuern wurden mit der Zeit ganz regelmäßig, auch stets größer, dafür fand die Verteilung gerechter statt. Zeitgenossen schätzten im Jahre 1455 die Einkünfte Herzogs Philipp auf 900 000 Dukaten. Über die gleiche Summe verfügte damals Venedig, über ein Viertel Florenz, ein Drittel Neapel, über die Hälfte der Papst und Mailand.

Unzählige Erzeugnisse künstlerischen Fleißes, Prachthandschriften, Gemälde und Teppiche, Gold- und Silbergeschirr, Brunkgeräte und Schmucksachen wurden in der Schatzkammer aufgespeichert. Sie bildeten in einer Zeit, die eines geregelten Geldverkehrs entbehrte, eine treffliche Kapitalanlage. In Stunden der Not standen sofort als Gegenwert bedeutende Summen zur Verfügung. Philipp der Gute legte im Schlosse zu Lille einen besonderen Kriegsschatz an. Er ließ vortreffliche Münzen schlagen; die goldenen Philippus oder Ryder und die silbernen Vierlander legten für die Gesundheit der wirtschaftlichen Verhältnisse ein vortreffliches Zeugnis ab. —

Schon mit Philipp dem Kühnen begann der gleißende Goldstrom zu fließen, der immer wächst, der sich ins Endlose ergießt. Voll Bewunderung schaute das Abendland auf den burgundischen Hof, das nordische Gegenstück der italienischen Renaissancehöfe. Ein Fest löste in bunter Reihe das andere ab. Alle Kurzweil, welche das Jahrhundert kennt, ward getrieben. Genüsse der Tafel wechselten in rascher Folge mit fröhlichen Jagden, kunstgerechte Waffengänge auf dem Turnierplatz mit Aufführungen, mit Tanz und Maskenscherz. Doch hat man bei diesen kostspieligen Veranstaltungen nicht den Eindruck des Planlosen, Unüberlegten: alles ist einem höheren Zwecke untergeordnet.

In juwelenstimmenden Geschenken suchten die Fürsten alle Herrscher zu übertreffen. Sie sparten keine Gnabengehälter an einflußreiche Räte und Diplomaten im In- und Auslande. Wenn sie aber nicht kargten, wenn ein königlicher Hofhalt geführt wurde, so erhielt auch das Geschlecht, das königliche Macht gewann, königlichen Glanz. Alle die Luxusausgaben dienten dem „Prestige“ des Hauses. Ganz Europa war Zeuge, als Philipp der Gute einen Kreuzzug gegen die Türken unternahm und zahlte. Im schwarzen Meer, auf der Donau wehte das burgundische Banner.

Von nah und fern kamen die Ritter, um am burgundischen Hofe eine Lanze zu brechen. Die Vornehmsten sandten dorthin ihre Söhne, die Zucht und Sitte lernen und sich die Sporen verdienen wollten. Verschlungen allein

die Hofgewänder Unsummen: was machte es, eine einzige Ehre war es, Gast des grand duc d'occident zu sein!

Das Fasanenfest in Lille, auf welchem Philipp der Gute und seine Paladine das Kreuz nahmen, zeigt mit seinen seltsamen „entremets“ und kurtosen Darstellungen aller Art die Gesellschaft in Art und Unart. Das Zeremoniell ist noch stärker als die Höflichkeit und Höflichkeit der edlen Herren und Damen. Nur mit Mühe werden ungeberdige Rauflust, wilde Trunksucht und geschlechtliche Ungebundenheit im Zaume gehalten. Der Prunk ist hier und da recht äußerlich und aufdringlich; aber allmählich veredelt sich der Luxus, bilden sich wahre Bildung und gute Formen aus.

Die begabtesten Künstler verschmähten die Reize des französischen Königshofes. Sie widmeten sich den Herzögen-Grafen und verkündeten ihren Ruhm. Zur gleichen Zeit wie Ghiberti und Donatello in Italien schuf Claus Sluter die Meisterwerke in der Kartause bei Dijon. Die Blamen van Eyck ließen sich in Gent nieder. Der jüngere, Johann, spielte am Hofe Philipps des Guten eine ähnliche Rolle wie Rubens zur Zeit Albrechts und Isabellens von Österreich. Der Wallone Roger van der Weyden (de la Pasture) siedelte sich in Brüssel an, wo in edlem Wettstreit Peter Christus und Hugo van der Goes, der Meister von Flémalle, der Mainzer Hans Memling wirkten.

Auch als Musiker zeichneten sich Niederländer aus und führten bedeutsame Neuerungen durch. Neben Wallonen wie Wilhelm Dufay aus Ghimay, Agidius von Binche, Anton Busnois, Joëquin des Prés zieht besonders der Blame Johann Odeghem die Aufmerksamkeit auf sich. Diese Musiker erfreuten sich bald großer Berühmtheit, sie übten mit ihrer Schule, wie späterhin die Italiener, auf lange Zeit den maßgebenden Einfluß aus.

Dichter und Gelehrte fanden in den Herzögen-Grafen verständnisvolle und freigibige Beschützer. Als Patentkind Philipps des Guten, in nächster Umgebung Karls des Kühnen empfang seine ersten Eindrücke Philipp von Commines, der so wirksam die glänzende Reihe der französischen Memoirenschriftsteller eröffnet. Die Helden der Feder kämpften ihrerseits für das Herrscherhaus. Durch die Gnade ihres Mäzen unabhängig wie diese selbst, brauchten sie weder auf den deutschen noch auf den französischen König Rücksicht zu nehmen. Unbesorgt sangen sie das Lob des Plantagenêt auf Kosten des Valois. Sie konnten national farblos sein wie ihre Leser, wie so manche hochadlige Ritter, denen der Verzweiflungskampf, den Frankreich gegen England führte, nur als kompliziertes Turnier erschien. Diese Kosmopoliten bereiten einem Erasmus den Weg.

Auf den Bahnen von Johann le Bel und Froissart wandelten Chastellain und Olivier de La Marche. In behäbigem Chronistenstil, der noch heute des Reizes nicht entbehrt, schilderten sie die schimmernde Ritterwelt, die sich um den „guten Herzog“ drängte. Sie wandten sich an den Adel, an die Patrizier. Der Handwerker griff lieber zu einem flämischen Chronisten, erbaute sich

immer wieder an den schlichten Worten eines Johannes Ruysbroeck, der das religiöse Empfinden der frommen Klasse wie kein anderer zu wecken wußte.

Die romanische und germanische Literatur bestanden nebeneinander, ohne sich zu durchdringen. Aber die Sprachen beeinflussten sich gegenseitig. Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts entlehnte das Flämische dem Französischen zahlreiche technische Ausdrücke aus dem Gebiete des Rechtes und der Verwaltung, die bis zum heutigen Tage geblieben sind. Andererseits drangen in manchen Gegenden, so im Lüttischen, flämische Redensarten in das Wallonische ein.

Das Französische war die Sprache des Hofes, des Adels und des Patriziates, der höheren Verwaltung. Auf eine gewaltsame Franzöfierung gingen aber die Grafen-Herzöge nicht aus. Sie erkannten das Flämische als Amtssprache an, lernten selbst flämisch und verlangten von den Beamten die Kenntnis des Flämischen. Immerhin war jeder Höherstrebende auf die Kenntnis des Französischen angewiesen. Der flämische Großkaufmann tat auch gut daran, das Welsche zu lernen. Er vermochte so sich nicht nur mit den Parisern zu verständigen, sondern auch mit den Oberdeutschen, den Nürnbergern, den Augsburgern, die ihrerseits sich wohl des Französischen, nicht aber des Flämischen befleißigten. So wurde auch noch von Deutschland her die Vorherrschaft des Französischen gestärkt. —

Fassen wir es zusammen: Philipp der Gute stellte sich zur Aufgabe, die Lehns-
hoheit Deutschlands und Frankreichs abzuschütteln und einen souveränen Grenz-
staat zu gründen. Im Inneren des dualistischen Ständestaates wollte er die Gewalt
der Krone gegenüber der wettstreitenden Gewalt der Stände auf das nach-
drücklichste zur Geltung bringen, die monarchische Gewalt von jeder feudalen
und kommunalen Fesselung befreien. Philipp der Gute, dem Großvater durch-
aus ebenbürtig, in manchem ihm überlegen, konnte sich ihm getrost an die
Seite stellen. In seinem Sinne hat er das große Werk groß weitergeführt.
Nicht zu Unrecht pries ihn im sechzehnten Jahrhundert Justus Lipsius als den
„conditor Belgii.“

(Schluß folgt.)

